

Zeitschrift: Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik
Herausgeber: Widerspruch
Band: 38 (2019)
Heft: 73

Buchbesprechung: Marginalien / Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MARGINALIEN/REZENSIONEN

Mohamed Wa Baile /Serena O. Dankwa /
Tarek Naguib /Patricia Purtschert /Sarah
Schilliger (Hg.): **Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand.** transcript Verlag, Bielefeld
2019 (336 S.)

Ein ganzes Buch über Racial Profiling? Ist das wirklich nötig im Zeitalter von Globalisierung und multikulturellen Gesellschaften? Und haben wir hier in Europa den Begriff Rasse seit dem Zweiten Weltkrieg nicht längst überwunden? Diese Fragen sind selbstverständlich nicht ernst gemeint. Fakt ist aber, dass sich die Schweizer Öffentlichkeit mit Forderungen nach Anerkennung von strukturellem und institutionellem Rassismus immer wieder aufs Neue schwertut. Allerdings scheint sich das Bewusstsein um diese Problematik langsam zu ändern. Die Vernissage des Buches *Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand* stiess auf reges Interesse und war äusserst gut besucht. Auch wenn das Publikum dieser Vernissage im alternativen Kulturzentrum der Reithalle Bern wohl nicht repräsentativ für die ganze Bevölkerung ist, so ist die Bedeutung von Racial Profiling im Mainstream angekommen; deshalb kommt auch die Polizei nicht mehr darum herum, sich – zumindest vordergründig – damit auseinanderzusetzen. Dies ist ein Verdienst verschiedener antirassistischer Initiativen, die sich in den

vergangenen Jahren gegen diese polizeilichen Praktiken gewehrt haben. In jüngster Zeit formierten sich nicht nur in den USA und in Kanada neue Widerstandsbewegungen wie Black Lives Matter, sondern auch in etlichen westeuropäischen Ländern. So ist das vorliegende Buch im Kontext dieser Bewegungen zu verstehen. Auf eindrückliche Art und Weise fliessen verschiedenste aktivistische Widerstandsformen in eine vielfältige Wissensproduktion ein. Damit gelingt es den Autor*innen und Aktivist*innen, dem alltäglichen Kampf um konkrete Errungenschaften einen konzeptuellen Diskursrahmen zu geben, durch den neue Räume der gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung geschaffen werden.

Natürlich entsteht ein solches Projekt nicht aus dem Nichts. Hinter dem Buch steht ein langer Prozess der Auseinandersetzung, der sich über mehr als zwei Jahre hinzog. Die verschiedenen Beiträge beleuchten das Thema der rassistischen Polizeikontrolle aus sehr unterschiedlichen Perspektiven. Die Herausgeber*innen erläutern in ihrer ausführlichen Einleitung die wichtigsten Eckdaten zu Racial Profiling, die in einzelnen Beiträgen kontextualisiert werden. «Racial Profiling ist eine der sichtbarsten Formen von strukturell rassistischer Gewalt, die gleichzeitig häufig ungeschaut bleibt», so der erste Satz des Buches, der die Wirkungsweise dieser Polizeipraxis bereits sehr treffend auf den Punkt

bringt. Die Einleitung führt die Lesenden direkt zu den wichtigsten Konzepten, wie Kontinuitäten von Rassentheorien und kolonialrassistischen Denksystemen, Fremdmachung und Othering, Alltagsrassismus und Normalisierung sowie intersektionalen Verschränkungen mit anderen Formen von gesellschaftlichen Ausschlussmechanismen. Schnell wird klar, dass rassistische Polizeikontrollen zwar eine zentrale Praxis in der Herstellung gesellschaftlicher Unterschiede und segregierter Räume sind, wie Schohreh Golian in seinem Beitrag «Spatial Racial Profiling» (S. 177–193) schreibt. Sie werden aber vielmehr als Fenster genutzt, um Einblick in die Funktionsweise und Gewaltförmigkeit von Rassismus zu haben.

Was sich hinter diesen Fenstern verbirgt, eröffnet sich in den einzelnen Beiträgen ganz unterschiedlich. Beispielsweise kann das Ringen nach einer gemeinsamen Sprache in einer Freundschaft oder einer Liebesbeziehung als Ausgangspunkt dienen, um Einblick zu geben, wie unterschiedliche Betroffenheit durch Rassismus, Sexismus und andere Herrschaftssysteme in vertraulichen Beziehungen auf besonders schmerzhaft Weise zum Ausdruck kommt, aber dabei auch auf besondere Weise artikulierbar wird (Romeo Koyote Rosen / Jasmin Keller: Herzwerk, S. 293–305). Es ist einer der Texte im Buch, der ein persönlicheres Erleben von Wissen erlaubt und uns helfen kann herauszufinden, wie wir «fragen, schauen, denken, fühlen und suchen» (S. 18) müssen, um intersektionale Praktiken des Widerstands gegen rassistische Stereotypisierungen zu entwickeln. Nur so können wir die bekannten Bilder erweitern, die wir für gewöhnlich mit Racial Profiling in Verbindung bringen. Denn tatsächlich sind

viel mehr Menschen von Racial Profiling betroffen als nur Schwarze Männer, wie meistens von den Medien kolportiert. Dies verdeutlicht beispielsweise der Bericht über die aktuelle Untersuchung der Kollaborativen Forschungsgruppe Racial Profiling (Claudia Wilopo / Tino Plümecke: Die Kontrolle der «Anderen», S. 139–152).

Was wohl allen Fenstern gemeinsam ist, nach ihrem Öffnen steht die konstruierte Abweichung von einer gesellschaftlichen Norm im Zentrum. Analyse und Kritik muss sich also nach dem richten, was als normal und akzeptabel gilt oder als Teil unserer Kultur verteidigt wird (Rahel El-Maawi / Jovita dos Santos Pinto: Schwarze Frauen im Gespräch, S. 109–138). Damit lässt sich Alltagsrassismus überhaupt erst erkennen und seine Wirkungsweise aufdecken. Die historischen Kontinuitäten des Alltagsrassismus widerspiegeln sich gerade auch in den Ursprüngen der Institution Polizei, die nicht zu trennen ist von der Neuordnung Europas mit der Aufklärung, die auch das Zeitalter des Kolonialismus ist (Fatima El-Tayeb / Vanessa Eileen Thompson: Alltagsrassismus, staatliche Gewalt und koloniale Tradition, S. 311–328). In der Vorstellung der Überlegenheit der westlichen Kultur wird der «Zugriff auf Schwarze und andere nicht-weiße Körper fortwährend legitimiert, was mit schweren Eingriffen in die Persönlichkeitsrechte von Menschen, die mithilfe rassistischer Zuschreibungen zu Fremden gemacht werden, verbunden ist» (S. 10). Die Wahrung der öffentlichen Sicherheit ist also meistens eine Chiffre für die Kontrolle über eine Gruppe, die von der Norm abweicht. Denn letztendlich bedeutet nationale Sicherheit in erster Linie die Sicherstellung von wirtschaftlichem und politischem Nutzen durch (post)koloniale Ausbeutung.

Auf individueller Ebene bedeutet die Durchsetzung der Sicherheitspolitik vielfach eine Personenkontrolle, welche meistens nach der Logik der Kriminalitätsbekämpfung erfolgt, also versucht, verdächtige Personen zu identifizieren und Täter*innen zu fassen. Doch eigentlich sollten in Bereichen, wo Gefahr für Ausbeutungsverhältnisse besteht, Kontrollen als Schutzmassnahme für potenzielle Opfer dienen. Dass dies in der Praxis selten so funktioniert, zeigt sich im Gespräch «Overpoliced and Underprotected» über Racial Profiling und Sexarbeit (Serena O. Dankwa / Christa Amman / Jovita dos Santos Pinto, S. 155–171). Historisch gesehen standen ebenfalls paternalistische Schutzmassnahmen am Anfang der Schweizer Sicherheitspolitik, um sich solcher Gruppen zu entledigen, die die Norm störten (Rohit Jain, 43–66). Die Logik der damals eingeführten repressiven Kontrollinstrumente bestimmt bis heute den Umgang der Schweizer Behörden mit Jenischen, Sint*ezza und Rom*nja (Angela Mattli, S. 195–210). Wenn bereits die Gesetzesgrundlagen eine entmündigende statt schützende Funktion haben, wird es schwierig, Voraussetzungen zu schaffen, unter denen sich auch Personen in weniger privilegierten Situationen autonom gegen Ungerechtigkeiten wehren könnten (Jana Häberlein: Race Matters, S. 211–227).

Diese Ausgangslage wirft die Frage auf, inwiefern Recht als Mittel des Widerstands gegen Recht angewendet werden kann (Tarek Naguib: Mit Recht gegen Rassismus im Recht, S. 257–273). Sollten sich einzelne Personen dann tatsächlich entscheiden, juristisch vorzugehen, kommt es kaum je zu strafrechtlichen Verurteilungen von Polizist*innen aufgrund rassistischer und gewalttätiger Übergriffe. Allerdings zeigt der Wider-

stand von Wilson A. und Mohamed Wa Baile mit strategischen Gerichtsverfahren eindrücklich, wie das Ohnmachtsgefühl gegenüber Behörden und Polizei transformiert werden kann «durch Selbstermächtigung in der kollektiven Artikulation des antirassistischen Widerstands» (S. 23), wie beispielsweise im Engagement der Allianz gegen Racial Profiling. Dieses Engagement ist wohlgermerkt eingebettet in die langjährigen Kämpfe unterschiedlicher Kollektive und Organisationen, die sich gegen die rassistische und repressive Migrationspolitik der Schweiz engagieren.

Während der Entstehungszeit des Buches wurden viele Aktivitäten weiterverfolgt, wie strategische Gerichtsverfahren der Allianz gegen Racial Profiling oder Protestaktionen, wie zum Beispiel im Text der Autonomen Schule Zürich (S. 275–287) nachzulesen ist. Das vorliegende Buch ist auch als laufender Prozess zu verstehen, in welchen verschiedenste Ebenen einfließen. Auf unterschiedliche Art und Weise wird versucht, die komplexen Zusammenhänge darzustellen. Prägnant sind die eingeflochtenen lyrischen Texte und Illustrationen von Meloe Gennai, Fatima Moumouni, Edwin Ramirez und Amina Abdulkadir, die einen anderen Zugang zur Verschränkung von Machtstrukturen und widerständischen Handlungsoptionen bieten. Sie tragen auch dazu bei, mit dem linearen und «monolithischen Denken, wie es den dominanten Denksystemen der westlichen Welt zugrunde liegt» (S. 19), zu brechen. Gleichzeitig ist es auch ein Statement, widerständisches Wissen und persönliches Erfahrungswissen als Ausgangspunkt des gesellschaftskritischen Diskurses in Anspruch zu nehmen: «Wir wollen es [dieses Wissen] aufnehmen und verwenden, um dominante

Annahmen von Zugehörigkeit, Sicherheit, Demokratie und Gerechtigkeit kritisieren und eine andere Gesellschaft denkbar machen zu können.» (Mohamed Wa Baile, Serena O. Dankwa, Tarek Naguib, Patricia Purtschert, Sarah Schilliger: *Racial Profiling und antirassistischer Widerstand. Eine Einleitung*, S. 25) Das Resultat ist ein Buch, das wissenschaftliche, künstlerische und aktivistische Beiträge zu den gesellschaftlichen Hintergründen und Wirkungsweisen von Racial Profiling versammelt, aber gleichzeitig auch versucht, Möglichkeiten aufzuzeigen, um dagegen anzukämpfen.

Angesichts der guten Vernetzung der beitragenden Autor*innen und Aktivist*innen und der erwähnten Kämpfe gegen Racial Profiling überall auf der Welt bleibt nach der Lektüre die Frage, wieso kaum internationale Bezugspunkte ins Buch einfliessen. Insgesamt bleibt der Fokus trotz Beiträgen von deutschsprachigen Forscher*innen eher auf die (Deutsch-) Schweiz beschränkt. Alles in allem ist es aber ein gelungenes und umfassendes Buch über rassismuskritische Prozesse und Racial Profiling.

Halua Pinto de Magalhães

Patricia Purtschert: **Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert. Eine Geschichte der weissen Schweiz.** transcript Verlag, Bielefeld 2019 (367 S.)

Gibt es etwas Unterschiedlicheres als die Schweizer Hausfrau und den Schweizer Bergsteiger? Und doch sind es gerade diese beiden Figuren, an denen Patricia Purtschert in ihrem neu erschienenen Buch *Kolonialität und Geschlecht im 20. Jahrhundert* aufzeigt, dass und in welchem Mass eine koloniale Weltansicht in der Schweiz vorherrschend war (und ist). Sie fragt, wie, warum und auf welche Weise koloniale Fantasien mit der Konstruktion von Geschlecht sowie mit helvetischen Selbst- und Weltbildern verknüpft waren und wie koloniales Wissen in der Schweiz normalisiert und popularisiert wurde. In der Einleitung erläutert Purtschert die methodischen Grundlagen der Arbeit. Darüber hinaus liefert sie aber

auch eine umfassende und gut verständliche Einführung in die Grundlagen postkolonialer Theoriebildung. Dabei folgt sie einerseits einem kulturwissenschaftlichen Ansatz in der Tradition der britischen und US-amerikanischen Cultural Studies, andererseits bezieht sie sich auf Postkolonialismus, Dekolonisierungstheorien, Whiteness Studies, Geschlechterforschung und Queer Studies.

Es gibt inzwischen eine grosse Anzahl von Studien, die sich mit der Verstrickung der Schweiz in koloniale Verhältnisse auseinandersetzen. Die Schweizer Hausfrau kommt darin bis anhin nicht vor – dies ist vielleicht auch ein Hinweis darauf, wie gründlich Frauen durch die Verbannung ins Private immer wieder unsichtbar gemacht werden. Im Kapitel «Weisse Waren: Die Erfindung der Schweizer Hausfrau» zeigt Purtschert, welche wichtige Rolle koloniale Fantasien bei der Konstruktion der «typischen Schweizer Hausfrau» spielten –

und führt damit die im privaten Haushalt Verschwundene zugleich in den öffentlichen, politischen Raum zurück. Sie möchte wissen, wie es möglich war, dass Frauen sich in diesem Zeitraum immer mehr in ihren Rechten, in der Möglichkeit, zu arbeiten und einen Beruf auszuüben, einschränken liessen. Sie fragt, mit welchen Versprechen und Gratifikationen es gelang, die Vorstellung der nicht arbeitenden Hausfrau, beschäftigt mit Kindererziehung und Haushalt, als Zielvorgabe bis in die Arbeiterinnenklasse hinein zu etablieren. Anhand von Bildern aus der Werbung für Waren des in dieser Zeit aufkommenden Massenkonsums gelingt es ihr darzustellen, wie dieser Prozess der «Domestizierung zur Hausfrau» auch durch den unaufhörlichen Rekurs auf koloniale Bilder und Fantasien erfolgte: Diese sprachen gezielt die Hausfrau als neue Konsumentin an. Mittels der Konstruktion des Anderen, dem Othering, definierten sie das Eigene als weiss, sauber, zivilisiert und fortschrittlich, im Unterschied zum Anderen, das als schwarz, dreckig, un-zivilisiert und zurückgeblieben abgewertet wurde. Dabei wurde «die Schweizer Hausfrau als Bestandteil einer Kultur des Weissseins imaginiert, in der sich weisse Wäsche, ein mustergültiger Haushalt und der makellose helle Teint der Haut auf signifikante Weise verschränkten und dabei Vorstellungen einer fortschrittlichen weissen Nation sichtbar machten, die erfolgreich in die imperiale Metropole eingebunden war» (S. 141).

Ein weiterer der vielen Aspekte des Othering war die Rolle, die der technologische Fortschritt bei der Konstruktion des «privaten Innenraums» spielte, der in der Abgrenzung vom öffentlichen Aussen zentral für die moderne Geschlechterordnung wurde. Weisse Schweizer Hausfrauen könnten nun, so der Inhalt eines Artikels in der *Schweizer Illustrierten Zeitung* von 1932 (S. 145–147),

dank fortschrittlicher Technologien alle Tätigkeiten im Inneren des Hauses verrichten – im Gegensatz zu Afrika, wo die Frauen gezwungen seien, «private Dinge» öffentlich verrichten zu müssen. Illustriert wird dies mit dem Bild einer weissen Hausfrau, die im Innern der Küche Wasser aus dem Hahn laufen lässt, im Gegensatz zum Bild schwarzer Frauen, die draussen Wasser in ihre Krüge pumpen. Purtschert zeigt auf, welche Rolle koloniale Fantasien und demzufolge die Differenzierung in «Weisse» und «Schwarze» bei der Einbindung der Frauen in das nationale Projekt spielte. Konstruiert wurde nicht einfach die «Schweizer Hausfrau», sondern die «weisse Schweizer Hausfrau».

Im gleichen Zeitraum wurden bestimmte Vorstellungen von Männlichkeit konstruiert und popularisiert. Auch dieser Prozess erfolgte unter Rückgriff auf koloniale Imagination. Dies zeigt Purtschert im Kapitel «Kämpfe im Himalaya: Schweizer Helden in kolonialen Abenteuern» am Bild des Schweizer Alpinisten. Die Figur des Bergsteigers verkörperte ein Männlichkeitsideal von Autonomie, Aktivität, Mut, Furchtlosigkeit und im Kontext von Gefahr der überlebenssichernden (homoerotischen) Kameradschaft, der «Seilschaft am Berg». Zudem konnten Alpinisten sowohl als aussergewöhnliche Gestalten wie auch als einfache Vertreter des Volkes dargestellt werden. Zu einer Zeit, da die Gleichsetzung mit den Alpen und «dem freien Volk der Alpen» für die Bildung der Schweizer Nation einen grundlegenden Mythos darstellte, diente der Bergsteiger somit für den Schweizer Mann als Figur der nationalen Integration.

Anhand von umfangreichem Bild- und Schriftmaterial, mehrheitlich zu den Schweizer Himalaya-Gipfelbesteigungen, benennt Purtschert einen spezifischen

Schweizer Modus des Othering, den sie als ein Spiel von Ähnlichkeit und Differenz bezeichnet. Die Himalaya-Expeditionen wurden demzufolge als historische Wiederholung einer Situation imaginiert, welche die Schweizer aus einer anderen Zeit und in einer anderen Rolle kannten, nämlich derjenigen der «einheimischen Helfer» der britischen Entdecker der Alpen, die mit den nepalesischen Sherpas verglichen werden konnten. Diese wurden mittels Othering jedoch in eine weibliche Reproduktions- und Zudienerrolle gedrängt, womit ihre effektive Rolle und ihr umfassendes Wissen systematisch verleugnet werden konnte. Purtscherts Analyse zeigt, wie eng die Setzung der Berge als Sinnbild der Schweizer Nation mit einer kolonialen Imagination verstrickt ist und wie die Figur des Bergsteigers die Zugehörigkeit zur Schweiz mit Männlichkeit und Weissein verknüpft. Ihre These ist, dass es der Schweiz mithilfe des spezifischen Schweizer Othering gelang, sich in der dekolonialen Phase perfekt zu positionieren. Auf der einen Seite wurde eine postkoloniale Brüderlichkeit der «Bergvölker» beschworen, auf der anderen Seite über die «Entwicklungshilfe» eine hegemoniale und paternalistische Position aufrechterhalten. Deutlich wird dies am Beispiel Nepals, dessen Regierung 1948 aktiv ein Gesuch zur Unterstützung durch technische Experten an die Schweiz richtete. Dies wurde in der Folge konsequent verleugnet zugunsten eines hegemonialen, paternalistischen Narrativs, demzufolge es die Schweiz war, welche wirtschaftliche Beziehungen zur Unterstützung Nepals in die Wege geleitet hatte.

Bezüglich der Schweiz kommt Purtschert zum Schluss, dass die Auswirkungen des Kolonialismus nicht mehr vom Standpunkt eines unbeteiligten Dritten aus betrachtet werden können, sondern dass aus

dem Involviertsein der Schweiz eine Verantwortung resultiert. Dazu gehört unter anderem die Notwendigkeit, die nicht weissen Geschichten der Schweiz zu rekonstruieren, um derart die weisse Hegemonie aufzubrechen. Dies auch – und hier nimmt Purtschert eine mögliche Kritik an ihrer Arbeit vorweg –, um die Grenzen einer Untersuchung zu sprengen, die vorwiegend hegemoniale Artikulationen des Othering aufarbeitet und damit Gefahr läuft, dominantes imperiales Wissen durch Kritik zu reproduzieren. Sie stellt zudem eine Reihe für feministische und linke Bewegungen wichtige Forschungsfragen: Inwiefern engagierten sich Bewegungen, die in der Schweiz einen emanzipatorischen Anspruch verfolgten, für antiimperialistische Kämpfe? Oder weshalb taten sie das nicht? Gibt es Zusammenhänge zwischen Frauenrechtsbewegungen und antikolonialen Aktivitäten?

Ökonomische Verhältnisse und wirtschaftliche Umbrüche kommen zwar eher etwas zu kurz, doch stehen diese erklärermassen auch nicht im Zentrum der Studie. Purtschert legt eine detaillierte Untersuchung darüber vor, welche Bedeutung den kolonialen Imaginationen in Bezug auf die Konstruktion von Geschlecht sowie auf das Selbstbild und die Positionierung der Schweiz nach innen und aussen zukam. Deutlich wird ebenfalls, wie die offizielle Geschichtsschreibung und das Selbstverständnis der Schweiz bis heute im Modus der «kolonialen Fantasie» und in einer hegemonialen Position verharren.

Purtschert gelingt es mit ihrer Arbeit, etwas von dieser weissen Fassade abzukratzen. Ihren ausgezeichnet geschriebenen und spannend zu lesenden Text beendet sie zum einen mit einem Zitat: «This world is white no longer and it will never be white again.» (S. 321) Zum anderen führt sie den

Gedankengang von James Baldwin, einem der bedeutendsten US-amerikanischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, folgen dermassen fort: «Indem postkoloniale Geschichtsschreibung Weisssein als etwas erfasst, das ständig hergestellt und ausgehandelt werden muss, [...] das ständig umkämpft bleibt und auf vielfältige For-

men des Widerstands stösst, zeigt sie darüber hinaus immer wieder, was ebenfalls durch jede einzelne von Baldwins Zeilen schimmert: Dass die Welt nicht mehr weiss ist und es auch nie wieder sein wird, bedeutet auch, dass sie niemals nur weiss war.» (S. 321)

Regula Flury

Thomas Gebauer / Ilija Trojanow: **Hilfe? Hilfe! Wege aus der globalen Krise.** Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2018 (256 S.)

Die «UN-Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung» enthält nicht weniger als siebenzehn Haupt- und 169 Nebenziele. Für die Umsetzung dieser Ziele bietet die Agenda ein einziges Rezept an – wirtschaftliches Wachstum. Das Buch von Thomas Gebauer, dem langjährigen Geschäftsführer der 1968 gegründeten Hilfsorganisation *medico international*, und dem Schriftsteller Ilija Trojanow über ihre Forschungsreisen nach Pakistan, Kenia, Sierra Leone, Mexiko, Nicaragua, Brüssel und Genf lässt die UN-Agenda und ihr Umsetzungsrezept als hoffnungslos unterkomplex und tendenziell zynisch erscheinen. Für wirtschaftliches Wachstum fehlen diesen Ländern nämlich die elementarsten Voraussetzungen, vor allem aber eine politische Perspektive, die nicht nur eine notfallmässige Versorgung von unterernährten Kindern vorsieht, sondern auch die Beseitigung von Hindernissen, die den Blick auf strukturelle Veränderungen erst ermöglichen würden. Denn der Mangel an Lebensmitteln hat direkt zu tun mit der Korruption der Eli-

ten, Steuerflucht, Verschuldung und jenen internationalen Handelsabkommen, die den Zugang der Armen zu den Märkten der Reichen erschweren oder ganz blockieren und die Binnenmärkte der armen Länder mit Ramschware aus dem Westen überfluten.

Die globale Hilfsindustrie schwankt zwischen Hoffnungslosigkeit angesichts der «unerträglichen Ungerechtigkeit der real herrschenden Verhältnisse» (S. 15) und Goldgräberstimmung, denn «Hilfe» ist auch zu einem lukrativen Geschäftsmodell geworden. Einige Zahlen illustrieren die Lage: Hilfsorganisationen von Caritas bis zum Roten Kreuz nehmen allein in Deutschland jährlich über sieben Milliarden Euro an Spenden ein, in den USA sind es 300 Milliarden Dollar, die aus Charity-Events fliessen. Die Entwicklungshilfe aller westlichen Staaten beläuft sich pro Jahr auf 135 Milliarden Dollar, was sich gewaltig anhört. Allerdings kosteten allein die Kriege in Afghanistan und im Irak rund fünf Billionen Dollar, und in der Bankenkrise 2007/08 wurden fünfzig Billionen Dollar verbrannt. Nach Zahlen der OECD verlieren die armen Staaten mehr als dreimal so viel durch Steuerhinterziehung von Konzernen, als sie an Entwicklungshilfe er-

halten. In der BRD ist der Verteidigungsetat fast fünfmal grösser als jener für Entwicklungshilfe. Solche Einsichten und Zahlen sind nicht neu, aber immer der Verbreitung würdig. Denn blanker Wohlstandschauvinismus ist bis ins grün-neoliberale «juste milieu» hinein salonfähig geworden: «Die Welt wird, sozial gesehen, objektiv besser. Und gleichzeitig ökologisch und politisch bedrohter.» (Peter Unfried in der *taz* vom 28./29.7.2018) So richtig der zweite Satz ist, so borniert und einfältig ist der erste. Mit Hilfe und Almosen für rund 800 Millionen Hungernde und Unterernährte werden die herrschenden Verhältnisse nicht verändert, sondern zementiert. Gebauer und Trojanow plädieren nicht für die Abschaffung von Nothilfe, sondern für eine kritische Revision des Hilfebegriffs. Dazu gehört, dass die Stimme der Notleidenden und Hilfebedürftigen gehört wird, bevor man mit punktuellen Interventionen in strukturell höchst komplexe Notlagen eingreift. Sie belegen diese Diagnose mit zahlreichen Beispielen.

In Karachi (Pakistan) kamen 2012 259 Arbeiter*innen um, als eine 6000 m² grosse Textilfabrik mit rund 10 000 Beschäftigten während dreier Tage brannte. Es war kein Unfall. «Höhere Gewalt» war auch nicht im Spiel, wohl aber kriminelle Sicherheits- und Produktionsbedingungen, unter denen täglich 70 000 Jeans und Röcke für westliche Billigkaufhäuser produziert wurden. Wer sich gewerkschaftlich organisierte und wehrte, riskierte eine Anklage wegen «Terrorismus». Qualitätskontrollen gab es zwar für die Produkte, aber nicht für die Arbeitsbedingungen. Der Menschenrechtsanwalt Faisal Siddiqi und der Gewerkschaftsverband klagten und erstritten nach zehn Jahren hartem Ringen fünf Millionen Euro Entschädigung vom deutschen Textil-Discounter *kik* für die Hinterbliebe-

nen der Opfer. Das ist einerseits viel, andererseits lächerlich wenig Geld. Schlimmer aber ist, dass sich mit dem Vergleich an den katastrophalen sozialen Zuständen gar nichts ändert. Der Menschenrechtsanwalt hält den Deal für einen Fehler und zieht eine negative Bilanz: «Sie wollen das Problem mit Geld lösen, nicht durch Änderungen der Gesetze und Vorschriften.» (S. 32)

Am Beispiel Bangladeschs zeigen Gebauer/Trojanow, wie fragwürdig das vom Nobelpreisträger Muhammad Yunus propagierte Instrument der Mikrokredite ist. Oft dienen diese Kredite nicht dem kleingewerblichen Betrieb, sondern der Deckung von Grundbedürfnissen (Arztkosten, Schulgeld usw.). Und statt die Solidarität unter den Armen und ihre Kraft zu genossenschaftlichem und kooperativem Handeln zu stärken, fördern solche Kredite Vereinzelung und Kommerzialisierung sozialer Beziehungen. In Nicaragua kämpfen ehemalige sandinistische Soldaten heute für Umweltstandards und gegen Privatisierungen unter der Devise: «Helfen? Nein. Gemeinsam kämpfen? Ja!» (S. 59) In Kenia arbeitet die Gruppe KAPLET im grössten Slum für Menschenrechte und gegen Polizeiwillkür.

Die Autoren widmen ein ganzes Kapitel den falschen Strategien von Entwicklungshilfe, die auf der Entpolitisierung von Hilfe zu Wohltätigkeit und auf der Privatisierung von staatlich verbriefteter Existenzsicherung beruhen. So sind viele NGOs in einem Dilemma. Sie können Herrschaftsverhältnisse unterminieren, aber auch stabilisieren, wenn sie etwa Defizite staatlichen Handelns kompensieren.

Im letzten Kapitel des Buches zeigen Gebauer und Trojanow, dass es auch anders geht, nämlich wenn sich die Politik von populären Vorurteilen verabschiedet: vom Vorrang der Konkurrenz vor Kooperation,

privat vor öffentlich und gross vor klein. Sie plädieren für einen «radikalen Reformismus» (Joachim Hirsch), der auf kooperative, solidarische und genossenschaftliche Lösungen setzt und Lernprozesse initiiert, die nicht nur auf «Spenden hier» und «Helfen dort» beruhen, sondern auf der Einsicht, dass die Veränderung von Denk- und Lebensweisen für die Veränderung von sozialen Beziehungen und Strukturen wichtiger ist als die Orientierung an machtpoliti-

schen Perspektiven. Die Kampagne zum Verbot von Landminen, an der weltweit über tausend Initiativen beteiligt waren und der 1997 der Friedensnobelpreis verliehen wurde, ist ebenso ein Beispiel für die «Globalisierung von unten» wie das People's Health Movement in Bangladesch. Das Buch formuliert eine Alternative zum grün lackierten Neoliberalismus – eine solidarische und ökologische Ökonomie jenseits von Profit und blindem Wachstum.

Rudolf Walther

Chantal Mouffe: **Für einen linken Populismus.** Aus dem Englischen von Richard Barth. Suhrkamp Verlag, Berlin 2018 (111 S.)

Das 111 Seiten lange Essay *Für einen linken Populismus* von Chantal Mouffe hat eine Hauptprämisse: Dass wir zurzeit einen «populistischen Moment» erleben, also eine Destabilisierung der neoliberalen Hegemonie, mit der die liberale Demokratie und deren Institutionen unter Druck geraten. In der «Vielzahl gegen das Establishment gerichteten Bewegungen» im linken wie rechten Lager liegen laut der Autorin nun Chancen für die Konstruktion eines neuen kollektiven Willens (S. 16). Um in dieser Krise erfolgreich zu intervenieren, so Mouffes Hauptthese, braucht es einen linken Populismus. Damit schliesst die Autorin an die Überlegungen von ihrem kürzlich verstorbenen Ehemann und Co-Autor Ernesto Laclau an, der unter Populismus eine Diskursstrategie versteht, welche durch die Anrufung der «Benachteiligten» gegen jene, «die an der Macht sind», mobi-

liert (S. 20). Ein starkes politisches Imaginäres konstituiert sich demnach auch über eine Abgrenzung von einem klar definierten «Anderen» (S. 104). Mithilfe einer klaren Frontlinie zwischen dem «Volk» und der «Oligarchie» sollen neue politische Allianzen geschaffen werden. Wird das «Volk» hier nicht als empirische Grösse verstanden, sondern als diskursive Konstruktion, formiert sich dessen Einheit neben der «gemeinsamen Opposition gegen die «Oligarchie» zudem über die «Identifikation mit einer radikal demokratischen Vorstellung, was «Bürgersein» heisst» (S. 93).

Mouffe unterstreicht damit die Wichtigkeit des demokratischen Diskurses für die Konstituierung politischer Subjektivität und räumt der Artikulation von Forderungen und deren Verbindungen zueinander Bedeutung ein. Dahinter steht eine für ihre Arbeiten grundlegende und für den Postmarxismus wichtige Kritik, welche sich besonders gegen einen «Klassenessenzialismus» ausspricht. Versucht dieser eine gemeinsame Identität und Handlungsperspektiven primär aus den Produktionsverhältnissen abzuleiten, verpasst er die

Verbindung mit anderen, beispielsweise feministischen Kämpfen. Subjektivierungen sind immer Formen der Identifizierungen; die «Geschichte eines Subjekts die Geschichte seiner Identifizierungen» (S. 86). Politik zu machen bedeutet demnach, in einer Art und Weise Ideen zu produzieren, «denen die Macht eignet, zu berühren» (S. 89). Sie ist auch Überzeugungsarbeit. Dafür ist, so Mouffe, an die Lebenswelt, vorherige Deutungsmuster, die alltäglichen Erfahrungen und Ängste, mit denen eine Vielzahl von Menschen konfrontiert sind, anzuknüpfen.

Das Essay baut zwar stark auf Theoremen auf, die Mouffe in *Hegemonie und radikale Demokratie* (1991), *Über das Politische* (2007) oder *Agonistik* (2014) entwickelte, ist jedoch viel weniger wissenschaftliche Abhandlung denn Plädoyer an linke Parteien und Bewegungen, mit denen Mouffe selbst, wie beispielsweise mit Podemos in Spanien, immer wieder Austausch pflegt. Die Schrift ist dann hauptsächlich eine Kritik an den sozialdemokratischen Parteien, von denen «Antagonismen generell negiert» wurden (S. 49) und die es in den letzten Jahrzehnten versäumt haben, sich stärker gegen die wirtschaftsliberale Hegemonie abzugrenzen. Andererseits kritisiert Mouffe jene linken Gruppierungen, die sich in ihrem Nischendasein lieber mit eigenen Weltvorstellungen anstatt mit realen Machtverhältnissen auseinandersetzen und sich zieren – sei es aus Unbehagen oder Elitarismus –, mit ihren weissen Westen überhaupt am Kampf um Deutungen teilzunehmen.

Stark durch ein gramscianisches Staatsverständnis die nationale Ebene als «Kristallisationspunkt der Machtverhältnisse und als umkämpftes Terrain» (S. 59) unterstreichend, ist das Essay dann auch immer dort am spannendsten, wo Mouffe auf die

historische Kontingenz der uns bekannten Verflechtung von liberaler Demokratie und Kapitalismus verweist (S. 61). Es ist demnach das Entweder-oder, die liberale Demokratie komplett abzulehnen oder aber die heutige neoliberale hegemoniale Formation zu akzeptieren, das zur Stärkung derjenigen Kräfte beiträgt, die am Status quo nichts ändern wollen (S. 60). Für Mouffe hingegen ist klar, dass Prinzipien des liberalen Staates wie die Gewaltenteilung, das allgemeine Wahlrecht, die Pressefreiheit oder das Mehrparteiensystem Errungenschaften sind, die – sofern sie denn existieren – als solche zu verteidigen sind und innerhalb des politischen Kampfes nicht «über Bord» geworfen werden dürfen.

Diese Kritik ist berechtigt, und dennoch: Auch wenn Mouffe mit Verweis auf Spinoza den im orthodoxen Marxismus postulierten Gegensatz zwischen «Materie und Ideen» (S. 88) problematisiert und diesen mit dem Begriff der «Affektion» zu transzendieren versucht, liest sich der Aufsatz stellenweise wie ein leninistisches Parteiprogramm: Das Ziel einer linkspopulistischen Strategie ist es, «eine Mehrheit des Volkes hinter sich zu scharen, um an die Macht zu kommen und eine progressive Hegemonie aufzubauen» (S. 63). Diese Formation soll dann «die Bedingungen für eine Wiederherstellung und Vertiefung der Demokratie schaffen» (S. 93). Es sind solche Formulierungen, welche die Dichotomie zwischen «Diskurs» und «Praxen» nicht auflösen, sondern weiter produzieren – als wären die Schaffung einer emanzipatorischen, linken Formation und die Vertiefung der Demokratie zwei unterschiedliche Dinge.

Mouffes ungenügende Differenzierung, wie eine sich innerhalb des liberal-demokratischen Rahmens bewegende Politik auszusehen hat, die imstande ist, kapitalis-

tische Produktionsverhältnisse infrage zu stellen, produziert dann vor allem eines: eine Leere, die Reaktionen auslösen muss. Es ist das Zusammendenken von Klasse und Demokratie, das eine *linke* Politik als solche überhaupt auszuzeichnen vermag. Mouffes Plädoyer für eine Aktivierung demokratischer Werte und die «unabdingbare» Verteidigung von «Gleichheit und sozialer Gerechtigkeit» (S. 97) kann diese Zusammenhänge nicht genug sichtbar machen. Hierzulande zeigt gerade das Beispiel der Schweizerischen Volkspartei (SVP), dass Forderungen nach «mehr Demokratie» in keiner Weise antiautoritär oder antikapitalistisch sein müssen. Eine Linke sollte keine falsche Scham davor haben, Verbindungen von Autoritären wie z. B. Stephen Bannon zu der globalen Finanzelite zu betonen. Der Verdacht eines nicht unproblematischen Formalismus verstärkt sich aber durch die Abwesenheit von Beispielen einer auf die nationalstaatliche Ebene fokussierenden Politik, die eine Vertiefung demokratischer Teilhabe voranzubringen hofft, indem sie Forderungen nach einer Vergemeinschaftung gesellschaftlicher Ressourcen

wie Bildung, Gesundheit oder Grund und Boden artikuliert. Möchte die Linke der zunehmenden Konkurrenz auf lokaler wie globaler Ebene etwas anderes entgegenhalten als Abschottung und Krieg, wird die Rückkehr zu einem alten Protektionismus nicht ausreichen.

Liest man *Für einen linken Populismus* entgegen vielen Kommentator*innen nicht mit der Erwartung, eine fixfertige Kurzanleitung als politische Konsequenz von Mouffes Arbeiten zu erhalten, sondern im Gegenteil als Provokation, eignet sich das Buch als Grundlage für hitzige Debatten. In unseren Gesellschaften sind die kritischen Analysen und Ideen für Alternativen nicht verschwunden, aber es lässt sich ein Rückzug dieses Gedankengutes in die Gesellschaftswissenschaften beobachten. Mouffe versucht auf ihre Weise, diesem Rückzug etwas entgegenzuhalten. Auch ohne die Aufgabenbereiche von Politik und Wissenschaft umfänglich verwischen zu müssen, werden zukünftige Bezugnahmen und Debatten zentral bleiben, wollen wir die Frage beantworten, was uns verbindet oder spaltet.

Luisa Gehrig

Karl Marx: **Kritik des Kapitalismus. Schriften zur Philosophie, Ökonomie, Politik und Soziologie.** Herausgegeben von Florian Butollo und Oliver Nachtwey. Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt am Main 2018 (666 S.)

Unter dem Titel *Kritik des Kapitalismus* veröffentlichten Florian Butollo und Oliver Nachtwey bei Suhrkamp eine Anthologie

zum Werk von Karl Marx. Butollo ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, und Nachtwey hat an der Universität Basel seit 2016 die Professur für Sozialstrukturanalyse inne. Als Nachfolger von Ueli Mäder trägt er dazu bei, dass Marx am Basler Institut für Soziologie weiterhin gelesen und diskutiert wird. Dies hat an der Universität Basel eine gewisse Tradition, für die etwa auch die Namen der Philosophen Emil

Angehrn und Arnold Künzli stehen. Nachtweys Buch *Abstiegsgesellschaft*, veröffentlicht 2016, ebenfalls bei Suhrkamp, hat sich als viel diskutierte, gesellschaftskritische Zeitdiagnose etabliert. Auch seine Studien zum digitalen Kapitalismus und zur Veränderung der industriellen Beziehungen stossen auf Resonanz. Für die Deutschschweizer Linke ist es gewiss interessant zu sehen, dass einer der bekanntesten Soziologen im deutschsprachigen Raum, der sich mit Marx auseinandersetzt, an einer Universität in der Schweiz lehrt und forscht.

Was hat die nun vorliegende Anthologie zu bieten? Die Herausgeber haben 38 Primärtexte (oder Auszüge aus Primärtexten) von Marx zur Publikation ausgewählt. Als Textgrundlage dienen die blauen Bände der Marx-Engels-Werke (MEW). Die Primärtexte wurden behutsam bearbeitet und teilweise leicht gekürzt; auf die Wiedergabe von Fussnoten sowie Abschnittsnummierungen und editorische Endnoten wurde so weit wie möglich verzichtet. Die Anthologie ist in sechs Teile gegliedert. Teil eins zur «Philosophie der Praxis» umfasst Auszüge aus der *Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie* sowie die *Thesen über Feuerbach* und das *Manifest der Kommunistischen Partei*. Teil zwei über den «Historischen Materialismus» enthält Texte aus der *Deutschen Ideologie* und dem *Elend der Philosophie* sowie das berühmte Vorwort von 1859 *Zur Kritik der Politischen Ökonomie*. Im dritten Teil «Arbeit und Gesellschaft» sind verschiedene Auszüge aus dem ersten Band des *Kapitals* zu finden, aber auch ein Fragment zu Entfremdung aus den Frühschriften sowie weitere Texte, wie etwa ein Fragebogen für Arbeiter aus dem Jahr 1880. Teil vier zur «Politischen Ökonomie» versammelt Auszüge aus den *Grundrissen* und dem ersten Band des *Kapitals* sowie die beiden popularisierenden Schriften *Lohn,*

Preis und Profit sowie *Lohnarbeit und Kapital*. Im fünften Teil über «Modernisierung und Globalisierung» sind neben Marx' Rede über den Freihandel und dem Kapitel zur ursprünglichen Akkumulation aus dem ersten Band des *Kapitals* eine Reihe von Texten zu Indien, Polen, Russland und Irland abgedruckt. Und der letzte Teil zu den «Politischen Schriften» enthält Marx' Analysen zur 1848er Revolution in Frankreich (darunter *Der Achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*) ebenso wie *Zur Judenfrage*, die *Kritik des Gothaer Programms*, die Inaugural-Adresse der Internationalen Arbeiter-Assoziation von 1864 sowie einen Text aus Marx' Frühschriften über Privateigentum und Kommunismus.

Dies ist ein sehr reichhaltiges Menü, und Kenner*innen des Marx'schen Werks dürften bei dieser Aufzählung das eine oder andere Mal mit der Zunge geschnalzt haben. Die Anthologie richtet sich aber auch an Leser*innen, die mit Marx noch nicht so vertraut sind und erste Zugänge zu seinen Schriften suchen. Um sie dabei zu unterstützen, haben Butollo und Nachtwey eine dreissigseitige Einleitung verfasst, in der sie vor allem zur Aktualität von Marx Stellung beziehen, und jeden der sechs Teile mit einer kurzen Einführung versehen, die einige inhaltliche Fragen anspricht und die gewählten Texte in wenigen Stichworten in Marx' Werk situiert. Dabei sind sie stets darauf bedacht herauszustellen, was an diesen Texten heute spannend sein könnte. Sie stehen wohlwollend an Marx' Seite und relativieren Kritik an ihm, wenn diese in ihren Augen übers Ziel hinausschiesst. Vor allem aber verzichten sie darauf, den Leser*innen die eine Wahrheit über Marx zu erzählen. Ihr Ziel ist es nicht, einer bestimmten Interpretation zum Durchbruch zu verhelfen, sondern «den Text selbst sprechen zu lassen» (S. 15). Nun wissen wir aber

natürlich, dass Texte nicht von selbst zu uns sprechen: Was sie uns sagen, hängt davon ab, wie wir sie lesen und welche Fragen wir an sie herantragen. Das ist den Herausgebern der Anthologie mit Sicherheit bewusst: Ihre zurückhaltende Vorgehensweise in den einführenden Texten ist deshalb wohl so zu interpretieren, dass sie eine Mehrzahl von Interpretationen begünstigen sowie insbesondere den neuen Leser*innen unterschiedliche Möglichkeiten der Aneignung von Marx offenstehen lassen wollen.

In ihrem im *Handbook of Social Theory* (2002) erschienenen Aufsatz «Sociological Marxism» haben Burawoy und Wright vier unterschiedliche Perspektiven genannt, sich auf Marx zu beziehen: «Propagating Marxism», «Burying Marxism», «Using Marxism» und «Building Marxism». Im Sinne der Herausgeber ist sicherlich weder die unreflektierte marxistische Propaganda noch die vorschnelle Beerdigung von Marx. In den Fokus rücken damit Lesarten, die Marx für unterschiedliche gesellschaftskritische Perspektiven nutzbar machen («using») und/oder den Marxismus im 21. Jahrhundert weiterentwickeln («building») wollen. Butollo und Nachtwey verweisen an manchen Stellen auf Kritiken, die insbesondere aus feministischer, ökologischer und/oder postkolonialer Perspektive an Marx und den Marxismus gerichtet wurden. Sie nehmen diese Kritiken zwar durchaus ernst, doch sträuben sie sich teilweise zu sehr dagegen, Marx nicht nur als Teil der Lösung, sondern auch als Teil des Problems wahrzunehmen. Dies gilt meines Erachtens zum Beispiel für die Zeitungsartikel, die Marx 1853 über Indien verfasste. Zweifellos ist es richtig, dass Marx in diesen Texten die zerstörerische Brutalität der englischen Kolonisation anprangerte. Und dennoch ist es gleichzeitig eben doch

erschütternd zu lesen, mit welcher Selbstverständlichkeit er die Inder*innen als ein Volk ohne Geschichte beschrieb, das ohne den Anstoss von aussen durch die westliche Zivilisation dazu verdammt gewesen wäre, auf einem äusserst primitiven Niveau der menschlichen Entwicklung zu verharren. Edward W. Saïd und zahlreiche Vertreter*innen der postkolonialen Theorie haben hinlänglich nachgewiesen, dass es nicht notwendig ist, solche Probleme bei Marx kleinzureden, um sein Werk gebührend zu würdigen. Im Gegenteil: Nur wer die blinden Flecken und problematischen Formulierungen von Marx offen benennt und als solche anerkennt, ist auch in der Lage, die Stärken und oft genialen Züge seiner Schriften überzeugend herauszustellen.

Leser*innen, die sich bereits mehr mit Marx beschäftigt haben, hätten sich vielleicht gewünscht, dass die Herausgeber ausführlicher auf einige wichtige Fragen der Editions- und der Rezeptionsgeschichte eingehen. Die vorliegende Anthologie stellt zwar einen sehr reichhaltigen Korpus von Primärtexten bereit, bietet aber keinen Überblick des Werks im eigentlichen Sinne des Wortes. Auf Fragen nach unterschiedlichen Phasen und Problemstellungen im Werk von Marx wird ebenso wenig eingegangen wie auf die Rolle von Engels und Kautsky bei der Veröffentlichung der Schriften. Genau genommen ist es ja auch nicht richtig, die MEW-Texte als Primärtexte zu bezeichnen, auch wenn natürlich vieles dafür spricht, diese Texte als Grundlage der Anthologie zu verwenden. Auch eine Auseinandersetzung mit verschiedenen Strömungen des Marxismus und der Marxismuskritik ist selbstverständlich unabdingbar, wenn es nicht nur darum gehen soll, «den Text sprechen zu lassen», sondern in einen reflektierten Dialog mit Marx zu treten. Die Würdigung der Arbeiten an der

Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) hätte ebenso mehr Raum verdient, und mir persönlich kommen die ökonomietheoretischen Auseinandersetzungen eindeutig zu kurz: Marx' Hauptwerk trägt ja nicht den Untertitel «Kritik des Kapitalismus», sondern «Kritik der Politischen Ökonomie». In der Hinsicht ist es insbesondere bedauerlich, dass der zweite und der dritte Band des Kapitals sowie die Theorien über den Mehrwert bei der Textauswahl gar nicht berücksichtigt worden sind.

Dennoch bereitet es Freude, diesen Band in der Hand zu halten und darin zu

blättern. Ich kann diese Anthologie vor allem Leser*innen empfehlen, die erste Zugänge zum Werk von Marx suchen. Zudem mögen es manche Leser*innen, die sich bereits besser mit Marx auskennen, sicher praktisch finden, in einem einzelnen Band so zahlreiche einschlägige, um nicht zu sagen: kanonische Textstellen vorzufinden. Dass jede systematische Auseinandersetzung mit Marx darüber hinaus jedoch das Studium eines umfangreicheren Korpus von Originalschriften und Sekundärliteratur erfordert, versteht sich von selbst.

Peter Streckeisen

Samo Tomšič: **The Labour of Enjoyment. Towards a Critique of Libidinal Economy.** August Verlag, Berlin 2019 (264 S.)

Die Psychoanalyse als kritische Wissenschaft ist in der Schweiz und in Deutschland marginalisiert und findet in den populären Gegenwartsdiagnosen wenig Widerhall. Sie wird oftmals lediglich als Beiwerk behandelt und nur selten systematisch vorangetrieben. Doch insbesondere für die Frage der Persistenz der kapitalistischen Herrschaftsform besitzt die Psychoanalyse fortwährende Aktualität und könnte eine gewinnbringende Ergänzung zu anderen kritischen Theorien, etwa der Kritik der politischen Ökonomie, darstellen. Für ein solches Zusammendenken wirbt Samo Tomšič, Teil der Ljubljana Schule für Psychoanalyse, in seinem aktuellen Buch *The Labour of Enjoyment. Towards a Critique of Libidinal Economy*. In der vorliegenden Monografie greift der Autor einen Aspekt

seines letzten Werkes *The Capitalist Unconscious* auf und beleuchtet erneut den Zusammenhang von Kapitalismus und dem Unbewussten und betont dabei das emanzipatorische Potenzial der Psychoanalyse als Kritik der libidinösen Ökonomie in Ergänzung zur marxischen Kritik der politischen Ökonomie.

Im ersten Teil «Compulsion to Enjoy» des in drei Teile gegliederten Hauptteils geht Tomšič von der Feststellung aus, dass die philosophische Gesellschaftskritik seit Aristoteles von der Frage gequält wird, ob die libidinösen Tendenzen der menschlichen Subjekte den Aufbau einer gerechten politisch-ökonomischen Ordnung zulassen, und analysiert die drei historischen Hauptparadigmen, die libidinöse und soziale Ökonomie zu denken – die der klassischen Philosophie, die der Ökonomie und jene der Psychoanalyse, wie sie von Sigmund Freud eingeführt wurde. Während die ersten beiden von einer prinzipiellen Bestimmbarkeit des Masses an privater

Lust ausgehen und folglich auch die Vorstellung eines richtigen, für die gesellschaftliche Stabilität zuträglichen Masses unterstützen, geht die Psychoanalyse Sigmund Freuds von einer absoluten Masslosigkeit der individuellen Produktion von Lust aus, die sich aus der spezifischen Struktur des menschlichen Unbewussten ergibt. Tomšič rekurriert hier auf die lacanianische Interpretation der freudschen Unterscheidung des Triebes, als der hypothetischen Kraft des Unbewussten, in Sexual- oder Selbsterhaltungstrieb und Todestrieb. Letzterer steht dabei für den immanenten Zwang zur Wiederholung im Unbewussten, dem von körperlichen Bedürfnissen entkoppelten, unendlichem, da unstillbaren Streben nach Mehr-Lust, das den Trieb immer schon auszeichnet und sich aus der konstitutiven Entfremdung des Menschen ergibt.

Diese Entfremdung ist auch das Thema des zweiten Teils «From Narcissism to Alienation» des Buches. Tomšič erklärt, dass der Psychoanalyse mit Widerstand begegnet wird, da sie die radikalste Kränkung des menschlichen Narzissmus darstellt, indem sie mit der phantasmatischen Figur der nicht entfremdeten Subjektivität bricht. Denn anders als dies die Ideologien der klassischen Philosophie und Ökonomie suggerieren, gibt es aus der Perspektive der lacanianischen Lesart der Psychoanalyse kein nicht entfremdetes Subjekt, denn Narzissmus und Entfremdung sind auf seiner primären Ebene untrennbar miteinander verbunden. Tomšič argumentiert hier also auch gegen jene Emanzipationsbewegungen, die ein «Ende der Entfremdung» propagieren und die Fantasie einer Gesellschaft und Subjektivität ohne Negativität aufrechterhalten. Kapitalismus ist für ihn viel eher die systematische Ausbeutung der (für das Subjekt konstitutiven) Entfremdung.

Samo Tomšič entschlüsselt ferner, dass im Kern des freudschen Modells des Unbewussten und der Libido die Identifikation mentaler Prozesse mit Arbeit steht und die Produktion von Lust aus dieser Perspektive als eine Ökonomie erscheint. An deren Beginn steht die libidinöse Investition, die Triebkraft des Begehrens, des Verlangens nach Lust, was in unbewusster Arbeit durch die mentalen Prozesse verarbeitet wird und zu einer Luststeigerung führt und damit strukturell Analogien zur marx-schen Kapitalformel (G-W-G) aufweist. Beide Ökonomien sind jedoch von einer Unendlichkeit geprägt, denn sowohl das kapitalistische Verlangen nach Mehr-Wert als auch das unbewusste Verlangen nach Mehr-Lust sind nicht befriedigbar. Mit der Geburt des Kapitalismus, des von Marx als ursprüngliche Akkumulation beschriebenen Prozesses, etablierte sich, so Tomšič, ein Herrschaftssystem zwischen dem Schuldner und dem Gläubiger, jenen, die über die Produktionsmittel verfügen, und jenen, denen nichts weiter übrig bleibt, als ihre eigene Arbeitskraft zum Markt zu tragen. Objektiviert als Ware Arbeitskraft und damit in eine strukturelle Position der Ohnmacht gedrängt, sind letztere dem kapitalistischen System qua ihrer Existenz verschuldet und aufgrund des unendlichen Verlangens des Kapitals nach Mehrwert zur Selbstverwertung bis zur geistigen und körperlichen Verausgabung gezwungen. Denn die libidinöse und soziale Ökonomie sind keine voneinander unabhängige Sphären, sondern die soziale Struktur wirkt auf das affektive Leben des Subjekts. Es besteht ein Kontinuum zwischen den Machtverhältnissen und den libidinösen Bindungen.

Das spezifische Verhältnis der sozioökonomischen Strukturen des Kapitalismus und des Unbewussten der Menschen steht im Zentrum des dritten Teils des Buches.

Dadurch, dass in der kapitalistischen Logik Lust nicht mehr abseits der Warenform denkbar ist und diskursiv mit dem Mehrwert zusammenfällt, ist, folgt man der Argumentation von Tomšič, der Kapitalismus das erste System in der Geschichte, dem es gelungen ist, das Verlangen des Triebes nach Mehr-Lust effektiv in die sozialen Produktionsverhältnisse zu integrieren. Dem Kapitalismus ist es gelungen, Mehrwert zum Triebobjekt der Menschen zu machen, und er erscheint als diejenige Kultur, die die exzessive Dimension des Triebes, die Freud mit dem Todestrieb eingeführt hat, am effizientesten mobilisiert. So kommt Tomšič zur Einsicht, dass das Über-Ich im heutigen Kapitalismus nicht den Charakter einer repressiven, verbietenden Instanz hat, sondern in Allianz mit dem Es einen Imperativ der Lust auferlegt und damit in direkter Kontinuität zu dem Wiederholungsdrang des Todestriebes und der gesellschaftlichen Forderung nach Mehr-Arbeit zwecks Produktion von Mehrwert steht. Lust wird so zu einer wesentlichen Form von Arbeit für das System.

Es scheint darüber hinaus, als gäbe es – ähnlich dem Widerstand beim Analysanden, dem der Psychoanalytiker begegnet – einen strukturellen Widerstand der Menschen: sowohl gegenüber Veränderung der sie verzehrenden Strukturen als auch gegenüber dem Wissen um den ausbeuterischen Charakter der Struktur, den subjektiven, sozialen und ökologischen Schäden, die durch die ausbeuterische soziale Produktionsweise und die entsprechende Art der Lust entstehen. Dieser strukturelle Widerstand ähnelt dem, was Freud als «Flucht in die Krankheit» beschreibt. Aus Freuds Perspektive ist diese Flucht der ultimative Ausdruck des unpersönlichen, strukturellen Charakters des Widerstands und der Mobilisierung unbewusster Arbeit für die

Reproduktion der bestehenden Art der Lust oder des Triebchicksals. Widerstand steht also für die kontinuierliche Mobilisierung subjektiver Kräfte zur Reproduktion der strukturellen Produktionsbedingungen. Verdrängung ist dabei das häufigste ausbeuterische Triebchicksal zur Aufrechterhaltung des pathologischen Status quo.

Das Subjekt ist letztlich in einem «Viscious circle of Labour and Resistance» (S. 171) – einem Teufelskreis von unbewusster Arbeit und Widerstand – gefangen, denn in der Masse, wie die Kränkung der eigenen Gespaltenheit durch (wiederum subjektive Lust generierende) Verdrängungsarbeit abgewehrt wird, reproduziert das Subjekt das kapitalistische System und trägt so zu seiner Persistenz bei. In Anschluss an Lacan führt Tomšič aus, dass die Aufgabe der Psychoanalyse nun darin besteht, das Subjekt von der Position der Ohnmacht wieder in die Position der Unmöglichkeit zu erheben, jene Position, die es erlaubt, das Reale des kapitalistischen Systems zu erkennen – den phantasmatischen Gehalt des Werts als automatisches Subjekt, die strukturelle Nichtbeziehung zwischen den Menschen und die systematische Ausbeutung der ontologischen Entfremdung des Menschen. Das Reale der Struktur ist jedoch, wie Marx es bereits mit dem Fetischcharakter beschreibt, verdrängt und mystifiziert und das Subjekt in der Position der Ohnmacht fixiert. Und genau wie die Psychoanalyse steht der Prozess der politischen Organisation, der die Kritik der politischen Ökonomie als Ausgangspunkt und Orientierung im Denken nimmt, für einen spezifischen Arbeitsprozess, den Freud mit der Psychoanalyse assoziierte und Durcharbeiten nannte. Sowohl Marx' als auch Freuds Bemühungen bestehen darin, die Entfremdung zu mobilisieren, um die tatsächlich vorhandene Subjektivität in einem mühsa-

men Prozess der sozialen und subjektiven Transformation zu organisieren und sich durch den Widerstand des ausbeuterischen Systems durchzuarbeiten.

Ausgangspunkt der Psychoanalyse und der Kritik der politischen Ökonomie sind daher der Neurotiker und die Proletarierin, die so etwas wie das Symptom der strukturellen Krankheit darstellen. Tomšič überträgt hier mit dem Konzept des Durcharbeitens die psychoanalytische Praxis auf die Makroebene der gesellschaftlichen Strukturen. Wenn nun der Kapitalismus die kulturelle Krankheit darstellt, dann steht der Kommunismus für eine mögliche Heilung dieser und für den Versuch, eine libidinöse und soziale Bindung herzustellen, die die Verbindung des unersättlichen Verlangens des Triebes nach Mehr-Lust mit den kapitalistischen sozioökonomischen Imperativen aufzuheben vermag und damit die Ausbeutung beendet. Eine Bewegung, die die Ausbeutung der Entfremdung des Menschen beenden möchte, so Tomšič' Losung, muss die Menschen in einer Art Nichtidentitätspolitik organisieren. In dieser soll die konstitutive Entfremdung – der Mangel des Subjekts bzw. die Nichtidentität des Subjekts als geteilte Negativität – Ausgangspunkt und verbindendes Element über die jeweiligen kulturellen, politischen, wirtschaftlichen, sexuellen und anderen Identitäten hinaus werden und den Kern der sozialen Bindung als solcher darstellen. Der kommunistischen Bewegung kann es daher nicht um ein Ende oder eine Heilung der Entfremdung gehen. Tomšič wird bei seinen Ausführungen, wie dieser politische Prozess aussehen würde, überraschend konkret, wenngleich er natürlich keine prä-

zisen Handlungsempfehlungen für die politische Praxis liefern kann. Um Veränderung zu erreichen, müsse es letztlich darum gehen, das Triebchicksal bzw. die Objektfixierung zu sublimieren. Das bedeutet, die problematische Fixierung des individuellen Triebes auf das gesellschaftliche Lustobjekt «Mehrwert» aufzulösen und Veränderung zum Triebobjekt zu machen, sodass die Menschen mit dem gleichen Eifer, wie sie heute die Verdrängung und damit den Widerstand des Systems aufrechterhalten, auf Veränderung der ausbeuterischen Verknüpfung von sozioökonomischer und libidinösen Ökonomie drängen.

Insgesamt führt Samo Tomšič in einer sinnvollen Struktur durch das Buch und entfaltet seine Hauptargumente nach und nach in den einzelnen, aufeinander aufbauenden Kapiteln. Das Buch ist jedoch keineswegs eine Gutenachtlektüre, sondern erfordert ein gewisses Mass an Durcharbeiten durch die Gedankengänge des Autors, insbesondere, wenn die Leser*innen mit der Psychoanalyse nicht vertraut sind. In diesem Fall kann man angesichts des hohen Abstraktionsniveaus durchaus ins Straucheln geraten. Lässt man sich darauf ein, wirkt das vorliegende Buch jedoch lange nach und man beginnt mitunter, mit den eigenen bisherigen Vorstellungen zu brechen. Alles in allem gelingt es Samo Tomšič, das Verhältnis des kapitalistischen Produktionsverhältnisses und der unbewussten Produktion von Lust, der libidinösen Ökonomie, in beeindruckender Tiefe zu analysieren und die fortwährende Aktualität und Relevanz der Psychoanalyse für eine emanzipatorische Theorie und Praxis jenseits von Identitätspolitiken zu verdeutlichen.

Dustin Henze